In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 284 | Posen, den 10. Dezember 1929 | 3. Jahrg.

Karl der Grosse

Roman von Wolfgang Marken

(18. Fortsetzung).

Der Ingenieur konnte sich das Lachen kaum verkneifen, als Minna Bolle mit dem kurzen Röckchen und dem langen feuerroten Autoschleier ausstieg. Ein eleganter junger Mann, der Baron von Hochgesang, folgte ihr.

„Wir möchten zu Herrn Bolle!“ sagte Minna grußlos und befehlend wie eine Königin.

„Bolle?“ sagte Multsch kaltschnauzig. „Kenne ich nicht.“

„Nu, sind Sie nicht der Freund von Herrn Große?“

„Große? Karl Große? Stimmt!“

„Ist der bei Ihnen?“

„Nee, der macht heute mit seinem Chef und dessen Tochter eine Autopartie nach Schierke im Harz.“

Minna Bolle kippte bald hintenüber.

„Nach dem Harz! Ah . . so hat mich mein Mann belogen . . . und . . . der Schrippe genau so. Ah — nach dem Harz. Ich . . . ich bin untröstlich, Herr Baron.“

Ludolf von Hochgesang beruhigte sie.

„Aber ich bitte Sie, gnädige Frau.“

Frau Minna wandte sich wieder an Multsch: „Sie gestatten doch, daß wir uns 'n Augenblick bequem machen. Ich bin so müde von das lange Fahren.“

Au Backe! Das war gefährlich.

Das mußte vermieden werden, denn Frau Minna Bolle brachte es fertig, sich hier stundenlang auszuruhen.

„Ich muß sehr bedauern!“ sagte Multsch.

„Na, aber, was heißt denn das? Sie wissen wohl gar nicht, was Sie einer Dame schuldig sind?“

„Ich muß sehr bedauern, denn ich habe, als ich das Haus bezog, einen Schwur getan, daß es nur höfliche Menschen betreten dürfen.“

„Das ist stark!“ warf sich der Baron ins Mittel. „Kommen Sie, Frau Bolle. Wir kehren um. In zehn Minuten sind wir in Mieritz. Dort können Sie sich ausruhen. Dort wird man Ihnen die Höflichkeit, die Ihnen gebührt, nicht versagen.“

Ohne den unglückseligen Multsch auch nur noch eines weiteren Blickes zu würdigen, stiegen sie in den Benzinesel, der rasch wendete und dann entfleuchte.

Multsch sah ihm nach, bis er seinen Blicken entschwunden war.

Plötzlich lag Bolles Hand auf seiner Schulter.

„Ist die Luft reine?“

„Total, Herr Bolle. Ihre Gattin ist mit dem Baron fort. Ich muß mir aber Vorwürfe machen, daß ich etwas grob gewesen bin.“

„Grob sind Sie Minna gekommen? Herr Multsch . . . meine Hochachtung steigt. Das bringt nicht jeder fertig.“

Und weiter spielten sie Skat.

* * *

Minna fuhr mit Herrn von Hochgesang zurück nach Mieritz. In dem Gasthause machte sie dem Wirt Vorwürfe, daß er sie falsch unterrichtet habe.

Der Wirt aber sagte: „Ich habe Herrn Große, der schon oft nach hier gekommen ist und manches Glas Bier mit Herrn Multsch getrunken hat, heute in einem eleganten Sechssitzer durch Mieritz fahren sehen. In seiner Begleitung waren ein kleiner, dicker, älterer Herr und eine elegante junge Dame. Ich habe doch meine Augen noch im Kopfe.

Frau Minna stutzte.

Hier stimmte etwas nicht.

„Nach dem Essen fahren wir noch einmal zurück,“ erklärte sie dem Baron, dem die Sache langsam peinlich wurde. Aber er stimmte zu.

Der Wirt überlegte sich in diesem Augenblick, daß er vielleicht eine Dummheit gemacht habe.

Sicher wollte Herr Multsch mit seinen Gästen nicht gestört sein.

Er schätzte Multsch als guten Gast und überlegte, was er tun könne. Sollten sie nochmals zurückfahren, dann würde er seinen Sohn mit dem Motorrad vorausschicken, damit die unterrichtet waren.

Frau Bolle aß mit ihrem Begleiter zu Mittag. Nachdem sie bezahlt hatten, sagte Frau Bolle: „Wir fahren dann gleich noch einmal zu diesem Herrn Multsch.“

„Aber natürlich, gnädige Frau,“ sagte der Wirt.

Eine Minute später aber prasselte sein Sohn mit seinem Motorrad los.

* * *

Sie hatten in Multschs Wochenendheim wundervoll zu zu Mittag gegessen.

Grete beschäftigte sich eben, assistiert von Josef, mit dem Aufwaschen, als der Sohn des Wirtes mit dem Motorrad kam.

„Scheen Gruß vom Vater, un ich soll Ihn sagen, Herr Multsch, daß die Dame mit dem jungen Herrn gleich noch 'n mal mit dem Auto kommt.“

Entsetzt sahen sich alle an.

„Schönen Dank!“ Multsch gab dem Warner eine Mark, und der machte sich wieder aus dem Staube.

Dann aber hieß es: rennen, retten, flüchten.

Josef rollte mit Blitzgeschwindigkeit das Auto heraus.

Im Nu war alles angezogen.

Die noch vorhandenen Flaschen Wein und das Essen wurden gepackt und im Autokoffer untergebracht.

Genau vier Minuten waren vergangen, als alles in Ordnung war.

Sie saßen im Wagen.

Multsch schloß das Haus ab und schrieb mit Kreide dran: „Verzogen nach Amerika!“

Dann sprang er ins Auto.

Josef gab Gas. Der Wagen zog an und rollte davon, und sie waren gerade im Walde verschwunden, als Minna Bolle um die Ecke kam. Ihr feuerroter Autoschal flatterte im Winde.

Sie fanden die Tür verschlossen und lasen die Aufschrift: „Verzogen nach Amerika!“

Frau Minna kochte und zischte: „Un — un — ick laß mir fressen — sie sind doch hier gewesen.“

Aber wohl oder übel mußte sie sich entschließen, umzukehren.

* * *

Bolles Auto fuhr seinen Weg.

Eine runde halbe Stunde fuhren sie um den See herum, bis sie an einem kleinen Gartenlokal, das idyllisch am Seeufer lag, halt machten.

Sie stiegen aus und tranken erst einmal gemütlich Kaffee.

Aber als Bolle einmal plötzlich zur Seite sah, kriegte er einen Schreck, denn . . . an dem einen Tisch saß neben einer stattlichen, nicht mehr ganz jungen, aber stark geschminkten Dame . . . sein Schwiegersohn, der große Mime Martin von Arlberg.

Arlberg erkannte nun auch seinen Schwiegervater.

Das Entsetzen war bei ihm noch ein gutes Teil größer.

Was tun?

Wie ein ertappter Sünder saß er da. Dann erhob er sich — er war gerade mit seiner Ausrede fertig — trat zu

seinem Schwiegervater und begrüßte ihn, seine Schwägerin und die beiden Herren in vornehmer Weise.

„Sagen Sie mal, lieber Schwiegersohn, was haben Sie denn für 'ne Dame dort drüben? Die hat mit Dina gar keene Aehnlichkeit."

„Das ist . . . Frau Direktor Sanders!" log der Mime sicher. „Es ist wegen eines Engagements . . . eine Tournee. Sie verstehen, lieber Schwiegervater. Da ist mit der Direktorin oft mehr zu machen, als mit dem Mann. So ist's im Leben! Die Weiber regieren und man muß sich darnach richten."

Bolle wußte, daß der Schwiegersohn log, aber er nickte gutmütig und tat, als ob er es glaubte.

„Das ist ja schön, lieber Schwiegersohn. Aber da werd' ich der Frau Direktor mal guten Tag sagen!"

Ehe sich der entsetzte Mime von seinem Schreck erholt hatte, stand Bolle mit liebenswürdigem Lächeln an dem Tisch.

„Jestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle, Frau Direktor Sanders. Mein Schwiegersohn hat mir erzählt, von wegen Engagement. Na ja . . ."

Weiter kam er nicht.

Das geschminkte Weib lachte frech auf und sagte: „Dickerchen, bei dir ist's wohl nicht richtig! Icke un 'ne Frau Direktors? Ick bin kalte Mamsell bei Schleizheimer in de Potsdamer Straße. Un was reden Sie da . . . von wegen Schwiegersohn! Det is mei Bräutjam! Heh!"

Bolle fiel die Butter vom Brote.

Aber er blieb ruhig. „Hören Sie, meine Beste, da klafft 'ne Lücke. Det is mein Schwiegersohn, der stellungslose Schauspieler Martin von Arlberg, der von mir unterhalten wird, und der mit meiner Tochter Dina seit zwei Jahren verheiratet ist. So, nun wissen Sie es!"

Ja, sie hatte begriffen. Jetzt legte aber die kalte Mamsell los, daß die Bäume anfingen zu wackeln.

„Heiratsschwindler, Lump, Verführer!" regnete es nur so, und der Schauspieler erkannte, daß er verspielt hatte, und zog sich fluchtartig zurück.

Als das Mädchen das erkannt hatte, wurde sie plötzlich blaß und fing an zu schluchzen.

„Na, was haben Sie denn, Fräulein?" fragte Bolle mitleidig.

„Wat ick habe? Keen Geld habe ick! Wie soll ick ohne Jeld wieder nach Berlin komm?"

„Keen Geld!" sagte Bolle und zog die Brieftasche. „Damit Sie keinen Schaden haben, wenn mein Schwiegersohn nun künftig nicht mehr ihr Bräutigam ist . . . hier, haben Sie hundert Mark Schmerzensgeld. Det ists mir wert. Jetzt weiß ich, daß er 'n Lump ist."

Das Mädchen starrte ihn an.

„Hundert Mark! Det soll mir sin? Dickerchen, du mußt klotzig Jeld haben. Wie is 'n da mit 'n kleenet Verhältnis?"

Bolle ekelte es. Aber er sagte mit Lächeln: „Danke . . . ich habe an meinem Verhältnisse genug."

Das Mädchen lachte vielsagend, aber der gute Bolle hatte etwas ganz anderes gemeint.

Bolle saß wieder am Tisch.

Der Vorfall hatte die gute Laune sichtlich getrübt.

Besonders Grete war niedergeschlagen

„So sind nun die Männer!" klagte sie und sah Karl halb vorwurfsvoll an.

Doch der entgegnete ernst: „Nur . . . die Lumpen unter ihnen. Es gibt noch treue, Fräulein Grete."

Und dabei faßte er leise ihre Hand und drückte sie.

Nun war wieder Freude in ihrem Herzen.

Ganz leise entgegnete sie: „Und — es gibt auch Frauen die — warten können."

* * *

Spät am Abend kamen sie in Berlin an.

Als das Auto vor der Villa hielt und Bolle und Grete ausstiegen, sahen sie noch Licht im Hause.

„Minna wartet auf uns!" sagte Bolle mit verschmitztem Lächeln.

Dann verabschiedeten sie sich von Karl.

Er küßte Grete zum Abschied die Hand und sie hat, als sie schlafen ging, die Stelle glücklich gestreichelt.

* * *

Wie eine Rachegöttin stand Frau Minna Bolle im Zimmer, als Vater Bolle mit Grete eintrat.

„Tag, Mutter!" sagte Bolle freundlich.

„Tag, Bolle! Wo kommt Ihr her?"

„Vom Mieritzer See!" sagte Bolle ruhig. „Wir waren bei Herrn Multsch mit Herrn Große zusammen."

„Schwindel!" sagte Frau Bolle scharf. „Ihr wart im Harz!"

„Wenn du denkst, dann meinetwegen. Im Harz . . . was wollen wir im Harz? Das ist mir zu weit für so zwei Tage. Warum sollen wir denn nicht am Mieritzer See gewesen sein?"

„Weil ich selber dort war. Ich habe euch mit dem Baron gesucht. Er ist entsetzt über deine Taktlosigkeit."

„So! Na, Minna, dann laß dir mal sagen, daß deine noch 'n paar Meter höher ist. Wir hatten uns versteckt, als ihr gekommen seid. Denkst du, wir lassen uns einen schönen Tag verderben? Schön war's, Minna. Nur eens war 'n schlechtes Erlebnis: Den Mann von der Dina . . . den haben wir getroffen, mit der Liebsten zusammen, 'ner kalten Mamsell aus der Potsdamer Straße. Pfui Deibel, so 'n Lump ist der Arlberg! Ich mag 'n nicht mehr sehen. Staatsschwiegersöhne hab ich, Minna! Staatskerls, das muß ich sagen. Und daß die Mädels an diesen Kerls hängen, da bist du zum guten Teil daran schuld. Jawoll! Jetzt guck nur nich so unschuldig! Wenn unsere Töchter unglücklich werden, dann mögen sie sich bei ihrer Mutter bedanken, die alles war, nur nich 'ne gute Mutter."

„Ich war keene gute Mutter nich?" erboste sich Frau Minna.

„Nee, warste nicht und biste nicht! Ein eitles Weib, das 'ne Rolle spielen will, und das sich was einbilden will. So, jetzt sag ich's mal. Ist mir bitter genug. Aber mal muß es raus. Was warste mir mal für 'ne liebe Frau. Ich war dir jut, Minna, wahr und wahrhaftig. Ich habe gedacht, daß du immer so 'n guter Mensch bleiben würdest. Aber nischt ist! Zwee Töchtern haste geholfen, daß sie Tagediebe zu Männern nahmen, statt ehrliche Kerls, die was können. Und die dritte, die willste mit aller Gewalt zu dem Baron zwingen. Das wird nicht, Alte, da red' Bolle erst noch paar Worte mit."

Minna Bolle, verbohrt, verbiestert, von ihrem Recht besessen, fand vor Entrüstung keine Worte.

* * *

Zwei Tage später machte Baron Ludolf von Hochgesang seine Aufwartung. Er erwähnte seine Braut mit keiner Silbe, war heiter und gesprächig.

Sie kamen auch auf das Rennen zu sprechen, in dem Bolles Pferd starten sollte, und der Baron sagte lächelnd, daß er bedaure, daß sich Herr Bolle unnütz in Kosten stürze. Karl der Große habe nicht die geringsten Chancen im Rennen.

Dann begann er anzudeuten, welch große Chance eine Wette auf Hektor biete. Er erzählte ihnen vorsichtig von dem Coup, der beabsichtigt sei. Manfred und Frau Bolle horchten auf.

Das war ja eine glänzende Sache!

Da mußte man riskieren.

Manfred sagte: „Da würde ich sofort hunderttausend Mark oder noch mehr riskieren, denn das bringt Geld. Ich weiß, daß Hektor die einzig sichere Sache des Tages ist."

Frau Bolle sah ihn an. „Meinst du wirklich, Manfred? Ich denk immer, auf der Rennbahn gibt es nichts Sicheres."

„Im allgemeinen nicht, gnädige Frau. Da haben Sie wohl recht. Und ist einmal eine sichere Sache, dann bringt das Pferd nichts. Aber . . . das letzte vermeiden wir, indem wir eine halbe Million auf Jungmanne setzen, das ist der zweite Favorit. Das läßt die Quote, die sonst 12 oder noch mehr betragen würde, auf rund 30 hochschnellen."

Mutter und Sohn sahen sich an.

„Ich . . . würde mich schon beteiligen," sagte Manfred zögernd. „Aber ich habe selbst keinen nennenswerten Betrag in bar zur Verfügung."

„O, das tut nichts," sagte der Baron liebenswürdig. „Ich bin mit einem Buchmacher bekannt, der ohne weiteres ein kurzfristiges Akzept von Ihnen in Zahlung nimmt."

„Das wäre zu überlegen, Herr Baron."

„Sagen Sie mir im Club Bescheid, Herr Bolle."

„Gewiß, Herr Baron."

6.

Am nächsten Tage erhielt Bolle in seinem Privatkontor einen seltsamen Besuch. Es war der saubere Herr Steinicke, wie immer elegant, wie aus dem Ei gepellt.

Bolle sah ihn durchdringend an.

„Sie finden den Weg noch einmal zurück zu mir?" fragte er.

Steinicke lachte kurz auf. „Es geht nicht anders, Herr Bolle. Darf ich Sie um eine Unterredung unter vier Augen bitten?"

(Fortsetzung folgt.)

Meine Reise ins Morgenland.

(4. April — 14. Mai 1929.)

Von Domherr Professor Dr. Steuer.

Wir verlassen nun diese heilige Stätte, gehen von dem Salbungsstein ein paar Schritte weiter schräg links und stehen vor der Kapelle des hl. Grabes; sie liegt unter einer großen Kuppel und bildet mit der langgestreckten griechischen Kirche das Längsschiff des von den Kreuzfahrern erbauten Münsters. Gehen wir in diesem Längsschiff von Westen nach Osten, so folgen der Reihe nach 1. die Kapelle der syrischen Jakobiten; hier war die Grabstätte des Josef von Arimathäa, des Besitzers des Golgatha-Grundstücks; diese und die übrigen hier befindlichen Grabhöhlen zeigen an, daß der Kalvaria-Hügel eine Grabstätte war und somit außerhalb Jerusalems lag, 2. die koptische Kapelle, 3. das hl. Grab, das mit der daran sich anschließenden kleinen Engelskapelle ein Ganzes bildet; 4. der freie Raum vor dem hl. Grab oder der Chor der Lateiner, 5. die griechische Kirche, die an allen Seiten von dem übrigen Raum durch Wände abgeschlossen ist. Die Grabeskapelle ist ein viereckiger durch Lisenen, d. h. senkrecht vorstehende Mauerstreifen belebter, mit einer Zwiebelkuppel gekrönter marmorbekleideter Raum; eine Menge silberner Lampen hängt von ihm herab, und vor ihm stehen mächtige Kandelaber; wir betreten sie durch den oben halbkreisartig auslaufenden Eingang und gelangen zunächst in die kleine Engelskapelle, wo die Engel den Frauen die Auferstehung des Herrn verkündeten. Von hier geht es in die eigentliche Grabeskapelle; sie ist so eng, daß in ihr höchstens drei Personen sein können; der Zugang zu ihr ist so niedrig, daß man ihn nur tiefgebückt passieren kann; vom Grabfelsen ist nichts wahrzunehmen; es bedeckt ihn eine dicke Marmorplatte, auf welche die Lateiner für das hl. Opfer ein Portatile, d. h. eine konsekrierte Steinplatte mit kleinem Reliquienbehälter legen. — Gehen wir nun quer durch den Chor den Lateiner hindurch, so kommen wir an die Stelle, wo nach der Tradition Maria Magdalena, diese treueste Jüngerin des Herrn, den Meister gesehen hat; es steht darum hier ein ihr geweihter Altar; er gehört den Katholiken; einige Schritte weiter führen uns rechts in die Sakristei der Franziskaner und links in die lateinische Sakramentskapelle; ihr Hauptaltar ist dem Andenken an die Erscheinung gewidmet, die der Herr nach seiner Auferstehung seiner Mutter zuteil werde ließ, rechts von ihm, unmittelbar beim Eingang, haben wir den Altar der Geißelsäule; es ist das eine rote Kalksteinsäule, die hinter einer Glaswand sichtbar ist und zur Verehrung der Gläubigen auch herausgenommen werden kann. Hinter dieser Kapelle befindet sich das Klösterlein der Franziskaner mit dunklen Gängen und einer Terrasse auf dem Dach. Von hier gehen die Söhne des hl. Franziskus um Mitternacht aus ihren stillen Zellen herab in die Grabeskirche zur Sakramentskapelle zum nächtlichen Chorgebet; in der Frühe beginnen dann die hl. Messen und dauern bis um 8 Uhr; von da ab fängt der Gottesdienst der Schismatiker an, von denen die Griechen und Armenier es verstanden haben, im 19. Jahrhundert sich gleichfalls einen Besitztitel am hl. Grabe zu erwerben. In diesem Klösterlein habe ich mit drei andern Konfratres, die gleich mir am Freitag, dem 26. April, am hl. Grabe zelebrieren wollten, die Nacht von Donnerstag auf Freitag zugebracht, d. h. ich habe mit ihnen zusammen in einem Zimmer geschlafen. Dieses Nachtquartier bei den Franziskanern war deshalb notwendig, weil unsere Zelebrationszeit sehr früh angesetzt war — die meinige um 4 Uhr — und die Grabeskirche so zeitig nicht geöffnet wird. Man kann sich leicht denken, daß einer, der sich nicht einer kräftigen Natur erfreut, in dieser Nacht nicht allzu viel Schlaf in die Augen bekommt; doch dieses Opfer wurde gern gebracht, um das Glück zu haben, einmal am hl. Grabe das unblutige Opfer des neuen Bundes feiern zu können.

In eine weitere Beschreibung der Grabeskirche will ich mich nicht einlassen; nur möchte ich noch eine kurze Geschichte des Baues geben. Die erste Anlage stammt, wie wir schon gehört haben, von Kaiser Konstantin, bzw. seiner Mutter, der hl. Helena. Es war das eine so herrliche 5schiffige Basilika, daß sie das Staunen der Pilger der Erdkreise erregte; leider wurde sie nach etwa 300jährigem Bestehen durch den Perserkönig Chosroes II. im Jahre 614 zerstört und das heilige Kreuz nach Persien entführt. Abt Modestus vom Theodosiuskloster begann zwar schon 2 Jahre später den Wiederaufbau; da er aber nicht die Mittel hatte, den Riesenbau wieder in seiner Einheit erstehen zu lassen, errichtete er über den einzelnen Heiligtümern besondere Kapellen, so daß eine Vielzahl von Kirchen entstand. Nach 400 Jahren wurden auch diese Bauten durch den fanatischen Kalifen von Aegypten El-Hakim (996—1021) zerstört. Abermals gelang es, die Grabkapelle wieder herzustellen und noch dazu drei Nebenkirchen; in diese zogen 1099 die Kreuzfahrer ein mit freudigem Herzen, aber auch mit Wehmut, da sie sahen, wie bescheiden diese Bauten waren. Sie faßten darum den Entschluß, diese Kirchen wieder wie einst unter Konstantin unter einem Dach zu vereinigen. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts war das Riesenmünster, ein in seiner Grundlage romanischer Bau, nach außen vollendet; die innere Ausschmückung nahm noch weitere 20 Jahre in Anspruch; dieser Bau besteht heute noch in allen seinen wesentlichen Teilen. Den Gottesdienst an ihm versahen schon früh die seit 1229 im hl. Lande weilenden Franziskaner; es ziert sie darum der Ehrentitel: Hüter des hl. Grabes; 1342 wurde ihnen dieser Titel offiziell von Papst Klemens VI. zuerkannt. Als im Jahre 1516 Sultan Selim I. Palästina eroberte, besaßen sie die Schlüssel vom hl. Grabe; ohne ihre Erlaubnis durfte dort niemand den Gottesdienst halten; überdies hatten sie einen eigenen Altar auf Golgatha. Jetzt aber versuchten die schismatischen Griechen, ihnen ihr Besitzrecht streitig zu machen; oft genug wechselten die hl. Stätten ihre Besitzer, je nachdem die Griechen oder die Lateiner bei den türkischen Behörden ihre Ansrpüche mit Geldspenden unterstützen konnten. Besonders verhängnisvoll wurde der Brand der Grabeskirche am 12. Oktober 1808, der einen großen Teil des Heiligtums zerstörte. Da Europa damals in den Wirren der napoleonischen Zeit für Jerusalem wenig Interesse und Geld hatte und die Franziskaner dadurch in eine bedrängte finanzielle Lage gerieten, glaubten die Armenier und Griechen die Zeit für gekommen, die Lateiner dadurch aus ihrem Besitzrechte am hl. Grabe verdrängen zu können, daß sie allein die Wiederherstellungsarbeiten übernahmen. Der Streit wurde so arg, daß der Pascha von Damaskus wiederholt mit Militär einschreiten mußte; schließlich wurde der Streit damit beendigt, daß den Griechen u. Armeniern das Recht des Mitbesitzes am hl. Grabe zugesprochen wurde; so ist es auch bis jetzt geblieben, trotz aller gegenteiligen Bemühungen der Franziskaner, ihr altes Recht auf Alleinbesitz zurückzugewinnen. Dieses gespannte Verhältnis zwischen den einzelnen Konfessionen hat zu recht traurigen Vorfällen an diesem heiligsten Ort der Christenheit geführt; 1834 z. B. kam es beim Osterfest zu wüsten Schläaereien, so daß türkisches Militär sich ins Mittel legen mußte. Nach den Bestimmungen des Pariser Friedens vom Jahre 1856, der den Krimkrieg bendete, darf an den hl. Orten von keiner der dort vertretenen Konfessionen auch nur das Geringste ohne Zustimmung der andern verändert werden. Die Folge davon ist, daß sich die Grabeskirche in einem Zustand großer Verwahrlosung befindet; die große Kuppel bedarf dringend einer Reparatur, und die Stufen, die hinunter zur Kapelle der hl. Helena führen, sind so ausgetreten, daß man sie nur mit größter Vorsicht passieren kann; eine neue Treppe soll schon längst angefertigt sein; aber jene famose Bestimmung vom Jahre 1856, an der auch der Weltkrieg nichts geändert hat, läßt eine Aenderung nicht zu (vergl. Prof. Dr. Lübeck: Die Frage der hl. Stätten Palästinas. 3. Vereinsschrift der Görresgesellschaft 1918). So scheidet man von der Grabeskirche mit Wehmut im Herzen darüber, daß der Unfrieden, der die Christenheit zerreißt und ihren Feinden ein Gegenstand des Spottes ist, auch auf dieser hl. Stätte nicht verstummt, sondern oft genug mißtönend seine Stimme erhebt.

Die Besichtigung der Grabeskirche hatte ziemlich lange gedauert. Es war gegen ¼4 Uhr, als wir ermüdet in unser Absteigequartier zurückkehrten; nur das Notwendigste wurde ausgepackt, damit man sich schnell zur Ruhe begeben konnte, um nachzuholen, was man in der Nacht zu wenig geschlafen hatte; ein rings um das Bett angebrachter Vorhang schützt wie überhaupt im Orient gegen einen heimtückischen Ueberfall blutgieriger Mücken.

(Fortsetzung folgt.)

Das älteste Ballspiel Amerikas.

Zwischen Tennessee und Nord-Karolina erstreckt sich das riesige Gebiet der Great Rocky Mountains, eine der schönsten Gebirgsgegenden der Vereinigten Staaten. In den Schluchten und Wäldern dieses Gebirges und seiner Ausläufer leben die Cherokesen-Indianer, die vielfach noch ihre alten Sitten und Gebräuche beibehalten haben. Diese Indianerstämme kommen jedes Jahr im Oktober in der kleinen Stadt Cherokee in Nord-Karolina zusammen, wo sie öffentliche Schaustellungen veranstalten und gleichzeitig ihre heimischen Produkte gegen die der Weißen eintauschen. Die Hauptattraktion dieser Schaustellungen ist das „Ball game" (Ballspiel), ähnlich unserem Tennis: der Ball wird mit kleinen Schlägern geworfen und darf nicht zur Erde fallen. Dieses Ballspiel wurde von den Cherokesen lange vor der Ankunft Kolumbus' gespielt und darf daher mit Recht als das älteste Ballspiel Amerikas bezeichnet werden.

Interessant ist nun, wie sich die Cherokesen auf dieses Spiel vorbereiten. Am Abend vorher versammeln sich die Mitglieder jedes Spiels in einer Lichtung im Walde, zünden ein Lagerfeuer an und beginnen nun ihre mystischen Tänze und Zeremonien. Sie tanzen um das Lagerfeuer herum, wobei sie einen eintönigen Gesang erschallen lassen, während der Medizinmann einen hohlen Kürbis, der mit sieben Kiesel-



Die Dame im Winter.

Von links:

Vormittagskleid aus beigeroséfarbigem Kasha mit gleichfarbiger Krepp-Satin-Weste und passender Kappe.

Vormittagskleid aus blaugemustertem Tweed mit Ledergürtel und Herrenrevers.

Nachmittagskleid aus schwarzem Krefelder Seidensamt mit Kasak, Spitzenkragen und -Stulpen. Dazu kleiner Samttoque.

Nachmittagskleid aus schwarzem Krepp-Marocain mit weißen Unterärmeln und weißem Besatz.

Nachmittagskleid aus schwarzem Marocain mit angesetztem Glockenrock und hinten herabfallender Schleife.

steinen gefüllt ist (die Zahl Sieben ist die heilige Zahl der Cherokesen), schüttelt und so den Rhythmus des Tanzes angibt. Von Zeit zu Zeit wird der Gesang sowie der Tanz auf ein Zeichen des Medizinmannes unterbrochen, und die Spieler eilen mit diesem zu einem in der Nähe befindlichen Fluß oder Bach und tauchen ihre Schläger in das Wasser, während der Medizinmann die Geister des Wassers beschwört, den Spielern zu helfen. Dann eilen sie alle wieder zurück zum Feuer, wo sie ihre Tänze und ihren Gesang wieder aufnehmen. Manches Mal macht einer der Spieler, während die anderen weitertanzen, sieben Schritte in der Richtung zu dem Platz, auf welchem die Mitglieder des feindlichen Spiellagers dieselbe Zeremonie aufführen, und stößt siebenmal hintereinander einen markdurchdringenden Schrei aus. Diese Zeremonien dauern bis zum Anbruch der Morgendämmerung. Dann nimmt der Medizinmann eine Schüssel, die mit einer Fleischbrühe von Kaninchenfleisch gefüllt ist, und spritzt den Saft an sieben Stellen über den Weg, den die Spieler der gegnerischen Partei einschlagen müssen, um zum Spielplatz zu gelangen. Die Indianer glauben nämlich, daß die Spielgegner, die auf eine solche mit Kaninchenfleischsaft bespritzte Stelle des Bodens treten, in ihrer Behendigkeit gelähmt werden. Dann begibt sich die ganze Mannschaft noch einmal zum Fluß, wo der Medizinmann jedem der Spieler den Rücken mit einem Schlangenzahn ritzt. Die Spieler waten sodann in den Fluß, stellen sich mit dem Gesicht zur aufgehenden Sonne und tauchen siebenmal unter. Dann sind die Zeremonien beendet und die Mannschaft begibt sich unter Führung des Medizinmanns zum Spielplatz. Der Medizinmann ist hierbei sorgfältig bedacht, die Stellen am Boden ausfindig zu machen, auf die die gegnerische Mannschaft den Kaninchenfleischsaft gespritzt hat, um zu verhindern, daß seine Leute diese Stellen mit den Füßen berühren. Das Spiel selbst wird mit echt indianischer Wildheit gespielt. Die Szenen, die sich hierbei abspielen, erinnern mehr an eine Schlacht als an eine Sportveranstaltung. Oft sieht man ganze Knäuel von braunen Körpern sich in wilden Zuckungen und krampfhaften Umschlingungen am Boden wälzen, und am Ende des Spiels gibt es wenige Spieler, die nicht aus mehreren Wunden bluten.

Haustierzucht und -Pflege.

Eichelfütterung an Kleinvieh und Geflügel.

Wo man in der Lage ist, Eicheln zu sammeln und für Futterzwecke zu benutzen, sollte man es nicht versäumen; denn der Futterwert der Eicheln ist nicht gering. Nicht nur von Schweinen werden die Eicheln vorzüglich ausgenützt, sondern auch von Schafen und Ziegen. Wenn Schweine, die in Stallmast liegen, Eicheln bekommen, so gebe man aber nicht mehr als 1 bis 1½ Kilogramm getrocknete Eicheln pro Tag und Tier, vorausgesetzt, daß Wurzelfrüchte und Grünfutter nicht fehlen. Bei übermäßiger Eichelfütterung und nicht zweckentsprechendem Beifutter würde die Qualität von Fleisch und Fett leiden. Zum Verfüttern an Stallschweine werden die Eicheln zerstampft oder geschrotet und mit Kurzfutter gemischt. Hat man dazu weder Zeit noch Gelegenheit, so genügt schließlich einfaches Abkochen der Eicheln; das Kochwasser muß aber weggegossen werden. Den auf den Laufplatz gelassenen Schweinen und älteren Ferkeln kann man tadellose Eicheln auch in der Weise geben, daß man die Eicheln mit Erde, Kohlengrus, Asche oder dergleichen in den Laufraum schüttet.

Es sei noch erwähnt, daß die hochgezüchteten Edelschweine erfahrungsgemäß die Eicheln weniger gern, oft auch gar nicht fressen und sie in größeren Mengen vielfach auch nicht vertragen. An Schafe und Ziegen darf man Eicheln nicht in gleichstarken Mengen wie an Schweine verabreichen. Das Mittel dürfte ½ Kilogramm pro Tag und Tier sein. Zu Beginn der Eichelfütterung gibt man aber besser noch weniger und legt allmählich zu; eine Höchstgrenze von ¾ Kilogramm sollte niemals überschritten werden. Verschiedentlich sieht man geröstete oder gemahlene Eicheln als ein Vorbeugungsmittel gegen die krankhaft wässerige Beschaffenheit des Blutes (Hydrämie) und Bleichsucht der Schafe an. Auch Kaninchen nehmen Eicheln in geschrotenem Zustande gern und ohne Schaden.

Will sich der Hühnerhalter und -züchter der Eicheln als Futtermittel bedienen, so streue er das aus den gedörrten und gemahlenen Eicheln gewonnene Mehl über das Weichfutter und arbeite dann alles gut durch. Man kann auch aus Eichelmehl, Oelkuchenmehl und Roggenmehl einen Teig bereiten und kleine handgroße Brote daraus im Backofen mehr trocknen als rösten. Diese Brote, die man beliebig lange aufbewahren kann, werden vor dem Verfüttern aufgeweicht. Dem angegebenen Teig kann man auch etwas Leinsamenabkochung beigeben.

Für Gänse und Enten schließlich brauchen die Eicheln nur gewässert zu werden; allenfalls kann man sie auch kochen.

Dr. W. Schaefer.

Fröhliche Ecke.

Mathematisches Genie. A: „Wie stellen Sie das an, wenn Sie eine Schafherde möglichst schnell zählen wollen?" — B: „Ich zähle die Beine und dividiere sie durch vier."

*

Aus der Rekrutenschule. Feldwebel zum Rekruten: „Was machen Sie zuerst beim Gewehrputzen?" — Rekrut: „Die Gewehrnummer nachsehen, Feldwebel!" — Feldwebel: „Was, das machen Sie zuerst?" — Rekrut: „Selbstverständlich! Nur damit ich sicher bin, daß ich nicht das Gewehr eines anderen putze."

*

Ein schwerer Fall. „Sie sehen so ernst aus!" — „Ja, ich mache mir Sorgen wegen eines Patienten." — „Ist es ein schwerer Fall?" — „Ja — er will seine Rechnung nicht bezahlen!"